



Blick in die Wissenschaft

33 34

Forschungsmagazin der Universität Regensburg

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Auskommen und Vorratshaltung seit dem Mittelalter

Kulturgeschichte

Teufelsaustreiber Johann J. Gaßner (1727–1779)

Südosteuropa

Ein Krankenhaus für Galați

Literaturwissenschaft

„Den Schädel auf. Die Brust entzwei.“

Arbeitspsychologie

Chronischer Stress am Arbeitsplatz und Burnout

Interventionelle Immunologie

Die drei Hürden der Tumorimmuntherapie

Mikrobiologie

Die in die Hölle wollen

Quantenphysik

„Ich bin schwarz und dennoch bin ich schön.“

Internationale Politik

Macht und Ordnung

Extremismusforschung

Aufstand der Ausgegrenzten oder Suche nach Sinn?

Liturgiewissenschaft

Dramatische Vergegenwärtigung im öffentlichen Raum

Philosophie der Antike

Der Wald vor lauter Bäumen

Wirtschaftsinformatik

Mobile Business und Social Media

Medienrecht

Präsenz oder Online?

Fachdidaktik

Professionelles Wissen von Lehrkräften

Biologieunterricht

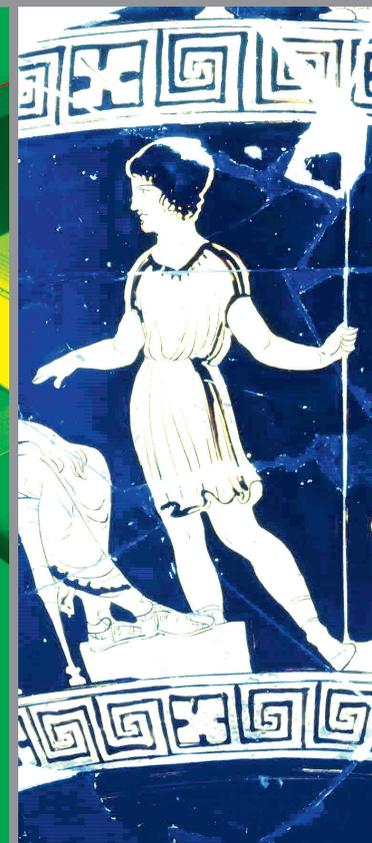
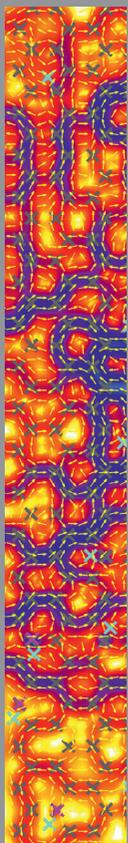
Große Dramen und alltägliche Fragen

2016

| Blick in die Wissenschaft 33/34

| Forschungsmagazin der Universität Regensburg

Heft 33/34 | 25. Jahrgang 2016 | € 14,00 | ISSN 0942-928-X



**Blick in die Wissenschaft
Forschungsmagazin
der Universität Regensburg**

ISSN 0942-928-X,
Doppelheft 33/34
25. Jahrgang

Herausgeber

Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg

Redaktionsbeirat

Prof. Dr. rer. pol. Susanne Leist
Prof. Dr. rer. nat. Christoph Meinel
Prof. Dr. phil. Ursula Regener
Prof. Dr. rer. nat. Klaus Richter
Prof. Dr. phil. Hans Rott
Prof. Dr. med. Ralf Wagner

Universität Regensburg, 93040 Regensburg
Telefon (09 41) 9 43-23 00
Telefax (09 41) 9 43-33 10

Verlag

Universitätsverlag Regensburg GmbH
Leibnizstraße 13, 93055 Regensburg
Telefon (09 41) 7 87 85-0
Telefax (09 41) 7 87 85-16
info@univerlag-regensburg.de
www.univerlag-regensburg.de
Geschäftsführer: Dr. Albrecht Weiland

Abonnementservice

Bastian Graf
b.graf@univerlag-regensburg.de

Anzeigenleitung

Larissa Nevechny
MME-Marquardt
info@mme-marquardt.de

Herstellung

Universitätsverlag Regensburg GmbH
info@univerlag-regensburg.de

Einzelpreis des Doppelheftes € 14,00

Jahresabonnement

bei zwei Ausgaben pro Jahr
€ 10,00 / ermäßigt € 9,00
für Schüler, Studenten und Akademiker
im Vorbereitungsdienst (inkl. 7% MwSt)
zzgl. Versandkostenpauschale € 1,64 je
Ausgabe. Bestellung beim Verlag

Für Mitglieder des **Verains der Ehemaligen Studierenden der Universität Regensburg e.V.** und des **Verains der Freunde der Universität Regensburg e.V.** ist der Bezug des Forschungsmagazins im Mitgliedsbeitrag enthalten.

In den letzten Jahren hat die Internationalisierung der Universitäten zunehmend an wissenschaftlicher, organisatorischer und strategischer Bedeutung gewonnen. Erklärtes Ziel der UR als forschungsstarker Universität ist es daher, ihre internationale Sichtbarkeit in Forschung und Lehre weiter auszubauen und ihre Funktion als transnationale Drehscheibe zu stärken.

Neben der individuellen Mobilität von Studierenden und Wissenschaftlern sowie der Institutionalisierung von internationalen Aktivitäten durch den Ausbau und die Festigung internationaler Partnerschaften steht die Ausdifferenzierung der Qualifikationsprofile der Absolventen und die Einführung von Studiengängen mit internationaler Ausrichtung zunehmend im Fokus.

Im akademischen Jahr 2015/16 haben mehr Studierende als jemals zuvor mit Unterstützung des International Office (IO) einen Studienaufenthalt an Partneruniversitäten verwirklicht. Umgekehrt ist die UR ein attraktiver Ort für Gastwissenschaftler und Studierende aus mehr als hundert Ländern. Mit dem International Presidential Visiting Scholar Fellowship wurde ein neues Programm zur Steigerung der internationalen Sichtbarkeit und Attraktivität der UR geschaffen. Das erste Fellowship dieser Art ging an Prof. Dr. Steven Tomsovic (Washington State University, USA) für einen Aufenthalt an der Fakultät für Physik im Sommersemester 2016. Durch das neue Welcome Center im Herzen des Campus entstand zudem eine zusätzliche unterstützende Infrastruktur. Das Zentrum zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, das im November feierlich eröffnet wird, komplementiert das Internationalisierungsangebot der UR für diese spezielle Zielgruppe.

Weltweit bestehen mit mehr als 300 Hochschulen Kooperationen, die in jüngster Zeit zielgerichtet ergänzt und weiterentwickelt wurden. Neben den Schwerpunktregionen Europa und Nordamerika rückten Forschungseinrichtungen in Südamerika und Asien in den Fokus: So wurde gerade am 19. Oktober 2016 ein neues Abkommen mit der Universidad Nacional de Colombia in Bogota (UNAL) geschlossen.

An fast allen Fakultäten findet sich mittlerweile ein englischsprachiges Studienangebot, und die Zahl strukturierter englischsprachiger Master- oder Promotionsprogramme konnte in den letzten Jahren von sechs auf zehn erhöht werden. Derzeit werden sechs Double-Degree-Bachelor-Studiengänge und vier Master-Studien-



gänge mit Doppel- bzw. trinationalen Abschluss angeboten. Doppelabschluss-Studiengänge tragen besonders stark zu einer Intensivierung bestehender Partnerschaften bei, fördern den wechselseitigen Austausch von Lehrenden und Studierenden und treiben die Internationalisierung der Studienprogramme wesentlich voran.

Die thematische Internationalisierung in Forschung und Lehre profitiert in hohem Maße von der nationalen und internationalen Sichtbarkeit einzelner Fachbereiche. Die Ost- und Südosteuropaforschung beispielsweise kann durch die Aufnahme des gleichnamigen Instituts (IOS) in die Leibniz-Gemeinschaft ab 2017 ihre internationale Exzellenz weiter stärken. Durch die geplante Bündelung regionalwissenschaftlicher Forschung und Studiengänge in einem Center für International and Transnational Area Studies (CITAS) werden neue Synergie- und Vernetzungsoptionen geschaffen. Viele weitere eindrucksvolle Beispiele von Forschungsprojekten mit internationalem Bezug und von internationaler Relevanz finden sich natürlich auch in den Beiträgen dieser Ausgabe. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine ertragreiche und anregende Lektüre.

Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg

Inhalt

Auskommen und Vorratshaltung seit dem Mittelalter 3

Mark Spoerer, Kathrin Pindl



Teufelaustreiber Johann J. Gaßner (1727–1779) 11

Daniel Drascek



Ein Krankenhaus für Galați 16

Thomas Just, Peter Mario Kreuter



„Den Schädel auf. Die Brust entzwei.“ 23

Marcus Hahn



Chronischer Stress am Arbeitsplatz und Burnout 28

Brigitte Kudielka



Die drei Hürden der Tumormimmuntherapie 33

Philipp Beckhove



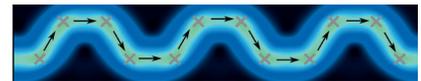
Die in die Hölle wollen 39

Reinhard Wirth



„Ich bin schwarz und dennoch bin ich schön.“ 43

Ferdinand Evers



Macht und Ordnung 49

Gerlinde Groitl



Aufstand der Ausgegrenzten oder Suche nach Sinn? 54

Alexander Straßner



Dramatische Vergegenwärtigung im öffentlichen Raum 58

Harald Buchinger



Der Wald vor lauter Bäumen 63

Sergiusz Kazmierski



Mobile Business und Social Media im Zeitalter der Digitalisierung 71

Bernd Heinrich, Mathias Klier, Susanne Leist



Präsenz oder Online? 77

Jörg Fritzsche, Katharina Ziegler



Professionelles Wissen von Lehrkräften 85

Stefan Krauss, Anita Schilcher

Beeinflusst durch	Eigenschaftsorientierte Persönlichkeitstheorien (etwa ab 1940 auch Persönlichkeitstests)	Behaviorismus (Verhalten des Lehrers)	Kognitivismus (Fokus auf „Denken und Wissen“ des Lehrers)
	Tests und Fragebögen	Unterrichtsbeobachtung	Integration bisheriger

Große Dramen und alltägliche Fragen 93

Arne Dittmer



„Den Schädel auf. Die Brust entzwei.“

Gottfried Benn und die Anatomie

Marcus Hahn

Die Ethnologin Sabine Helmers berichtet von einer Feldforschung unter Jurastudierenden, die eine gerichtsmedizinische Vorlesung besuchen, dass die „gezeigte[n] Lichtbilder über ausgeprägte postmortale Veränderungen“ wie beispielsweise „Tierfraß“ oder „Hautablösung durch Lagerung im Wasser“ vom Publikum „mit deutlichem Raunen bzw. Stöhnen“ oder direkt „mit Wegsehen“ beantwortet worden seien. Nicht nur die in der Vorlesung präsentierten Zustände toter Körper lassen an die infernalische, nach der französischen Bezeichnung für ‚Leichenschauhaus‘ benannte Lyriksammlung *Morgue* und andere Gedichte (1912) des damals gerade fertig studierten Mediziners und Expressionisten Gottfried Benn (1886–1956) denken; auch für die psychologisch gut nachvollziehbaren Reaktionen der angehenden Juristen auf die Medialisierung der Leichensektion finden sich in der Rezeptionsgeschichte dieser Gedichte zahlreiche Entsprechungen. Die Literaturwissenschaft ist nur sehr zögerlich den kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Beziehungen dieser Texte zur Anatomie nachgegangen. Sie stehen im Zentrum des folgenden Beitrags.

Die Anatomie ist eine Erfindung der Renaissance. Einer der Schrittmacher ist Andreas Vesal (1514–1564), der in Padua Lehrsektionen abhält und am Körper erstmals die sichtbaren Veränderungen von Organen durch Krankheiten zu erkennen sucht. In der Folgezeit entstehen in mehreren westeuropäischen Universitätsstädten anatomische Theater, in denen während des Winters die Gehenkten zergliedert werden [1]. Besonders interessant ist die Situation in

Bologna, wo die öffentlichen, zehn bis fünfzehn Tage dauernden Lehrsektionen (bedingt durch die Universitätsferien) in die Karnevalszeit fallen. Die Spitzen der Gesellschaft sind anwesend, häufig maskiert und mit festen, ihrer hierarchischen Stellung entsprechenden Sitzplätzen, wahrscheinlich aber auch Angehörige niederer Stände, so sie den Eintritt zahlen können. In Verbindung mit dem Karneval werden Exekution und Sektion zu festen Programmpunkten im Bologneser Festkalender. Die auch außerhalb Oberitaliens etablierte Kopplung von staatlichem Bestrafungs- und wissenschaftlichem Zergliederungsritual erfolgt über den Körper des Verbrechers, für den Messen gelesen werden und dessen Leiche zu volkstümlichen Arzneimitteln weiterverarbeitet wird. Beide Spektakel stellen, wie Giovanna Ferrari gezeigt hat, einen zentralen Bestandteil des hochgradig ritualisierten frühneuzeitlichen Körpertheaters dar.

Seit Vesal ist das medizinische Wissen von der Praktik der Sektion abhängig. Das gilt für die Hirnforschung um 1900 ebenso wie für die historisch früher liegenden Innovationschübe, so die endgültige Verabschiedung der Körpersäfte als Ursache von Gesundheit und Krankheit oder die Begründung der pathologischen Anatomie durch Giovanni Battista Morgagni (1682–1771), die systematisch die am lebenden Patienten beobachteten Symptome mit den organischen Anomalien an und in dessen Leiche vergleicht.

Mit Blick auf Bennis Gedichte ist die Frage nach dem Schicksal der öffentlichen Sektion wichtig. Stellen Hinrichtung und anatomisches Theater bis 1800 zunächst noch zwei große Schauspiele dar, welche die öffentliche Wahrnehmung von toten Körpern prägen, so verzichtet das Bürgertum bald auf den Besuch von Lehrsektionen

und beginnt den Anblick von Tierkadavern auf der Straße zu verabscheuen. Auch in Bologna wird die Schamgrenze neu gezogen: Während man einerseits den Nutzen des Spektakels für die medizinische Ausbildung in Frage stellt, entwickelt sich andererseits ein Gefühl des Ekels gegenüber der öffentlichen Sektion; analoge Veränderungen sind um 1800 beim gesellschaftlichen Umgang mit Gewalt, Straftätern und Friedhöfen zu beobachten. Den Charakter des Makabren oder Schockierenden erhält die Sektion also erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Seitdem werden Leichen ausschließlich hinter den verschlossenen Türen der Gerichtsmedizin und anatomischer Institute geöffnet, und damit ist auch die Grenze bezeichnet, die Benn mit der Transposition eines wissenschaftlichen Diskurses über das Aufschneiden der Bauchhöhle, die Entnahme des Gehirns und seine Prüfung in die Literatur überschritten hat.

Der aus insgesamt fünf Gedichten bestehende *Morgue*-Zyklus thematisiert gerichtsmedizinische wie klinische Sektionen. Was die gerichtsmedizinischen Sektionen betrifft, so verpflichtete die damalige gesetzliche Regelung alle staatlichen Stellen darauf, dass, wie es in Fritz Strassmanns *Lehrbuch der gerichtlichen Medizin* von 1895 heißt, niemand, „dessen Tod [...] durch Gewalt, Zufall, Selbstmord oder eine bis dahin unbekannte Ursache bewirkt ist, [...] eigenmächtig beerdigt“ werde. Die dafür benötigten Kulturtechniken lernt Benn zwischen 1905 und 1910 in der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen durch die Lektüre der maßgeblichen Manuale und durch praktische Unterweisung. Entsprechend des Bestandes der im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar erhaltenen Biblio-

thek Benns ziehe ich zum einen Rudolf Virchows (1821–1902) *Sections-Technik im Leichenhause des Charité-Krankenhauses* (in der 4. Auflage von 1893) heran: Virchow ist nicht nur die allesbeherrschende Gestalt der pathologischen Anatomie im deutschen Sprachraum gewesen, sondern er hat auch das 1875 erlassene, in Grundzügen bis heute befolgte *Preußische Regulative für das Verfahren der Gerichtsärzte bei der gerichtlichen Untersuchung menschlicher Leichen* wesentlich mitgestaltet. Zum anderen berücksichtige ich die *Pathologisch-anatomische Diagnostik nebst Anleitung zur Ausführung von Obduktionen sowie von pathologisch-histologischen Untersuchungen* von Johannes Orth (1847–1923), der während Benns Studienzeit an der Kaiser Wilhelms-Akademie Sektionstechnik und pathologische Anatomie unterrichtet hat.

Die Vorschriften des Regulativs leiten ebenso wie Virchows und Orths Manuale das ärztliche Handeln, machen aber auch Vorgaben für die Niederschrift eines Gebrauchstextes, des Sektionsprotokolls. Diese doppelte Anforderung führt dazu, dass die einzelnen Schritte der autoptischen Untersuchung mit der Satzfolge des Sektionsprotokolls synchronisiert werden. Das gilt nach Virchows *Sections-Technik* für die grobe Gliederung der „Obduction [...] in zwei Haupttheile“, nämlich die „Äußere Besichtigung (Inspection)“ und die „Innere Besichtigung (Section)“, wie für die Reihenfolge, in der die Körperhöhlen geöffnet und die Organe entnommen werden. Die äußere Besichtigung klärt Geschlecht, Alter und Farbe der Leiche, die innere Besichtigung fängt mit dem Aufsägen des Kopfes an, bevor nach Überprüfung des Zwerchfellstandes zuerst die Brust-, dann die Bauchhöhle aufgeschnitten und entleert werden. Ist damit die narrative Struktur oder, rhetorisch gesprochen: die *dispositio* geregelt, so enthält das Regulativ auch Anweisungen für die *elocutio*, die Umsetzung der pathologischen Befunde in Worte. Es ist „deutlich, bestimmt und auch dem Nichtarzt verständlich“, d.h. unter Vermeidung „fremde[r] Kunstausdrücke“ zu formulieren. Muss ein über das Protokoll hinausgehender „Obductions-Bericht“ verfasst werden, so ist „mit einer gedrängten, aber genauen Geschichtserzählung des Falls“ zu beginnen, wie überhaupt *brevitas* als Stilideal anempfohlen wird. In diesem Sinne stellt die Eröffnung des *Morgue*-Zyklus durch das Gedicht „Kleine Aster“ ein Musterbeispiel an Regelkonformität dar:

*„Ein ersoffener Bierfahrer
wurde auf den Tisch gestemmt.
Irgendeiner hatte ihm eine dunkellilla Aster
zwischen die Zähne geklemmt.
Als ich von der Brust aus
unter der Haut
mit einem langen Messer
Zunge und Gaumen herauschnitt,
muß ich sie angestoßen haben,
denn sie glitt
in das nebenliegende Gehirn.
Ich packte sie ihm in die Bauchhöhle
zwischen die Holzwolke,
als man zunähte.
Trinke dich satt in deiner Vase!
Ruhe sanft,
kleine Aster!“*

Wie die gedrängte Fallgeschichte im ersten Vers andeutet, wird der ertrunkene Bierfahrer aufgrund seines unnatürlichen Todes gerichtsmedizinisch untersucht. Im imaginären Anatomiesaal ist außer dem mit einem langen Messer bewaffneten lyrischen Ich noch ein unbestimmtes ‚man‘ anwesend, wobei es sich nach § 1 des Regulativs um den zweiten Arzt und/oder den Richter handeln muss, denn „nach den bestehenden Gesetzen“ darf die Obduktion Virchow zufolge „nur von zwei Aerzten [...] im Beisein des Richters vorgenommen werden“. „Kleine Aster“ versteckt die Amtspersonen lieber im unscheinbaren ‚man‘, um die Intimität der Begegnung zwischen der Leiche respektive Blume auf der einen und dem Ich respektive Leser auf der anderen Seite zu verstärken. Hier und in der hinterhältigen Schlussapostrophe, die sich statt an den toten Artgenossen an eine Pflanze richtet, werden die Vorgaben zur Abfassung eines Sektionsprotokolls literarisch entstellt, sie im Übrigen aber geradezu sklavisch umgesetzt. Die Erzählung des Gedichts nimmt die Dramaturgie der inneren Besichtigung (Kopf – Brust – Bauch) auf, gleiches gilt für den Umgang mit der dunkellilla Aster zwischen den Zähnen des Bierfahrers. § 13 des *Regulativs* ordnet ausdrücklich an, das „etwaige Vorhandensein von fremden Gegenständen in den natürlichen Oeffnungen des Kopfes“ zu prüfen, während § 26 von den Ärzten „nach beendeter Obduction [...] die kunstgerechte Schliessung der geöffneten Körperhöhlen“ verlangt. Der Grund dafür ist die Rücksichtnahme auf „allgemein-menschliche Pietät“, die es angeraten sein lasse, „jede vermeidbare Verunstaltung oder Zerfetzung, namentlich äusserer und besonders sichtbarer Theile“, zu umgehen. Beim Zunähen folgt

das Ich den praktischen Ratschlägen von Orths *Diagnostik*: Nachdem man „die entleerten Körperhöhlen von allen Flüssigkeiten befreit“ und „die herausgenommenen Organe [...] in dieselben zurückgebracht“ habe, könne man „zum Ersatz verloren gegangenen Höhleninhalts [...] Heu, Werg, Holzwolke, Watte oder was gerade zur Hand ist“ – eine kleine Aster zum Beispiel – „nach Bedürfniss hinzufügen“.

Hinsichtlich des gerichtsmedizinischen Umgangs mit vermeintlich überraschenden Entdeckungen während der Sektion verhält es sich mit Benns „Schöne Jugend“ ähnlich, denn auch dieses Gedicht folgt den entsprechenden Verfahrensvorschriften, hier denen für die Obduktion von Wasserleichen:

*„Der Mund eines Mädchens, das lange im
Schilf gelegen hatte,
sah so angeknabbert aus.
Als man die Brust aufbrach, war die Speise-
röhre so löcherig.
Schließlich in einer Laube unter dem Zwerchfell
fand man ein Nest von jungen Ratten.
Ein kleines Schwesterchen lag tot.
Die andern lebten von Leber und Niere,
tranken das kalte Blut und hatten
hier eine schöne Jugend verlebt.
Und schön und schnell kam auch ihr Tod:
Man warf sie allesamt ins Wasser.
Ach, wie die kleinen Schnauzen quietschten!“*

Die Herausnahme des „Kehlkopf[s] im Zusammenhang mit der Zunge, dem Gaumensegel, dem Schlunde und der Speiseröhre“ im Anschluss an die Öffnung der Brusthöhle [2] sowie die Feststellung der angeknabberten oder löcherigen „Zustände“ der „einzelnen Theile“ entspricht ebenso punktgenau den Vorgaben von Virchow wie die „summarische Beschreibung“ von „Verletzungen und Beschädigungen der Leiche, die unzweifelhaft einen nicht mit dem Tode in Zusammenhang stehenden Ursprung haben, z. B. bei [...] Zernagungen von Thieren“, wofür im Falle des Ertrinkungstodes nach Fritz Strassmanns *Lehrbuch der gerichtlichen Medicin* von 1895 ausschließlich „Bisswunden durch Wasserratten“ in Frage kommen. Ob deren schönes und schnelles Ende durch Ertränken tatsächlich auf Orths Empfehlung zurückgeht, bei Sektionen „immer eine Schüssel mit reinem, in kalter Jahreszeit warmem Wasser zur Hand“ zu haben, um den „mit Blut, Eiter und Koth besudelt[en]“ Kadaver zu reinigen, kann dahingestellt bleiben. Wichtig ist, dass alle

im engeren Sinne literarischen Operationen erst in diesem sektionstechnischen Rahmen ihre Dynamik gewinnen: Vom Mund, der gefressen wird, über die Speiseröhre, die als Speise dient, bis zu den von den Ratten verdauten Verdauungsorganen Leber und Niere; vom toten Mädchen, das postum die Mutterschaft für Wasserratten antritt, die dann in ihrem eigentlichen Lebelement getötet werden, bis zur grimmen Kontrafaktur von Worthülsen, die Benn aus dem Volkslied „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“, den Kitschformeln der Gartenlaube und dem Lieblingsseufzer deutscher Reimkunst zusammenzitiert, wobei letzterer wie in *Kleine Aster* nicht das Mädchen, sondern die quiet-schenden Tiere betrauert.

Um eine innere Besichtigung geht es auch im letzten Morgue-Gedicht „Requiem“, das – wie der Titel, das biblische Vokabular und die traditionelle Strophenform nahelegen – zugleich eine Parodie des christlichen Glaubens an die Wiederauferstehung der Seele ist, der zum Rearrangement fleischlicher Materie auf einem Sektionstisch profaniert wird.

„Auf jedem Tische zwei. Männer und Weiber
kreuzweis. Nah, nackt, und dennoch ohne
Qual.

Den Schädel auf. Die Brust entzwei. Die Leiber
gebären nun ihr allerletztes Mal.

Jeder drei Nöpfe voll: von Hirn bis Hoden.
Und Gottes Tempel und des Teufels Stall
nun Brust an Brust auf eines Kübels Boden
begrinsen Golgatha und Sündenfall.

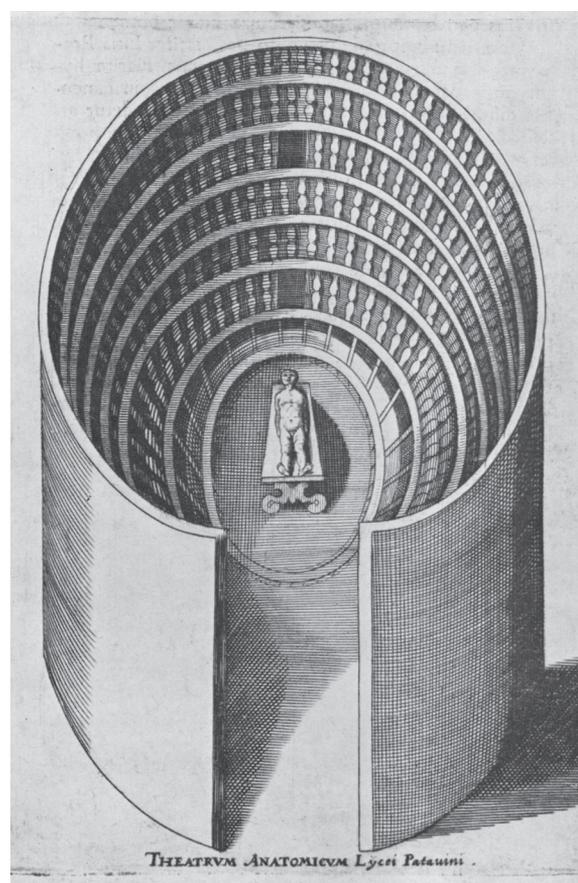
Der Rest in Särge. Lauter Neugeburten:
Mannsbeine, Kinderbrust und Haar vom Weib.
Ich sah von zweien, die dereinst sich hurten,
lag es da, wie aus einem Mutterleib.“

Das chirurgische Procedere der Sektion, das „Kleine Aster“ und „Schöne Jugend“ das narrative Modell geliefert hat, bündelt Benn zu zwei simplen Imperativen (Schädel auf, Brust entzwei), um dann die Verteilung der Glieder und Organe auf von Hirn bis Hoden alphabetisch vorsortierte Nöpfe ausführlich zu schildern, während sich die aus den zerstückelten Körperresten neugeborenen Sarggestalten mit Sicherheit auf das religiöse Dogma, möglicherweise aber auch auf ein seltenes gerichtsmedizinisches Phänomen beziehen: auf die sogenannte „Sarggeburt“, wie Fritz Strassmanns *Lehrbuch der gerichtlichen Medizin* von 1895 „die Entleerung des schwange-

ren Uterus durch den Druck der in der Bauchhöhle sich sammelnden Fäulnisgase“ nennt.

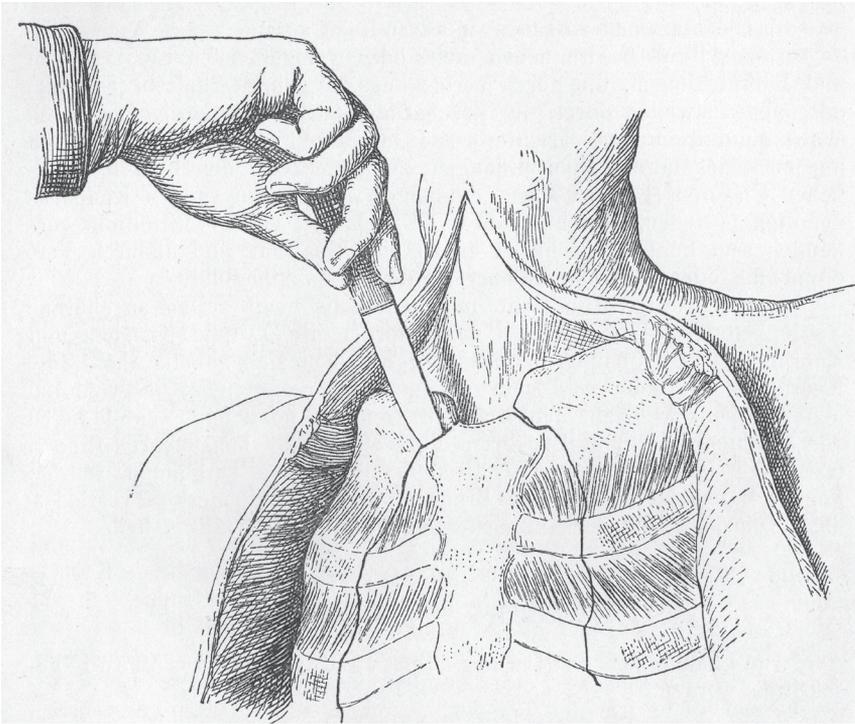
Verlässt man die *Morgue* und wendet sich statt dessen Bennis Lieblingsorgan zu – dem Gehirn –, so landet man unweigerlich bei der Novelle *Gehirne* aus dem Jahre 1915, die in einer komischen Selbstobduktion kulminiert. Die Hauptfigur, „ein junger Arzt“ namens Rönne, hat „viel sezirt“ und „es waren ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen. Davon „in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft“ (ebd.), läuft er mit einem signifikanten motorischen Tick durch das Krankenhaus: „Oft [...] drehte er seine Hände hin und her und sah sie an. Und einmal beobachtete eine Schwester, wie er sie beroch oder vielmehr, wie er über sie hinging, als prüfe er ihre Luft, und wie er dann die leicht gebeugten Handflächen, nach oben offen, an den kleinen Fingern zusammenlegte, um sie dann einander zu und ab zu bewegen, als bräche er eine große, weiche Frucht auf oder als böge er etwas auseinander“. Dass es sich bei der weichen Frucht nur um ein Gehirn handeln kann, wird anlässlich einer Anstaltsschlachtung deutlich. Rönne nimmt, als dem Tier „der Kopf aufgeschlagen“ wird, „den Inhalt in die Hände“ und biegt „die beiden Hälften auseinander“, nur um am Ende der Erzählung zu erklären, dass es in den Gehirnen – auch und vor allem im eigenen – nichts zu lesen gibt. „[I]n diesen meinen Händen hielt ich sie, hundert oder auch tausend Stück; manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich; Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muß immer darnach forschen, was mit mir möglich sei. [...] Was ist es denn mit den Gehirnen?“ Es ist mehr als naheliegend, die Verwandlung sektionstechnischer Regeln in eine Figur der Selbstlektüre für einen brillanten literarischen Einfall zu halten, denn genau auf diesen Effekt ist Bennis Wissenspolitik berechnet. Der philologische Nachweis, dass die Metapher der Lektüre bereits in Virchows und Orth's Manualen steht, verkleinert daher nicht den Einfall, sondern zeigt bloß, wie er funktioniert.

Die metaphorische Berufung auf die Kulturtechniken Lesen und Schreiben nimmt in den Manualen die Form einer seltsamen Anweisung an: Man darf nicht schreiben, wenn man Leichen lesen will. Virchow hebt ausdrücklich hervor, „dass die Technik des pathologischen Schnei-



1 Das anatomische Theater von Padua aus Giacomo Filippo Tomasini, *Gymnasium Patavium* (Udine 1654); nach: G. Wolf-Heidegger, Anna Maria Cetto, *Die anatomische Sektion in bildlicher Darstellung*. Basel/New York 1967.

dens ganz wesentlich abweichen muß von der Technik des anatomischen Theaters oder des Präparirsaales“, da sich „der junge Mediciner“ in der Lehrsektion daran gewöhnt habe, „sein Messer wie eine Schreibfeder [zu] fassen“: „Diese Haltung entspricht der Aufgabe, kurze, feine Schnitte zu machen, um einen Muskel, ein Gefäß, einen Nerven blosszulegen, zu verfolgen und rein darzustellen. Sie ist nebenbei eine sehr bequeme Fortsetzung der Fingerstellung, welche der auf dem Gymnasium fast nur an Schreiben gewöhnte junge Mann bis zu einer gewissen Virtuosität ausgebildet hat“. Doch damit ist im Leichenschauhaus nichts anzufangen. Statt filigraner Schnitte mit der Schreibfeder sind Bewegungen mit dem ganzen Arm gefragt, die man „unsere[n] Vorgängern im Seciren, d[en] Thierschlächter[n]“, ablernen muss. Für das pathologische Schneiden gilt die Grundregel, dass je größer „die Gewalt ist, welche man anwendet“, desto schneller die Ziehbewegung mit dem Messer erfolgen muss, denn „sonst quetscht



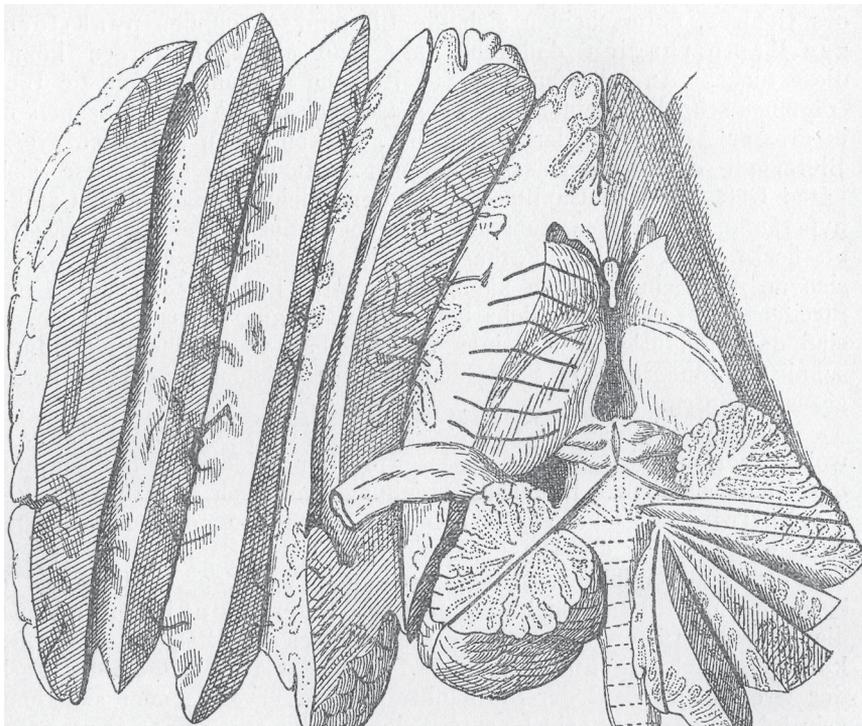
2 Öffnung der Brusthöhle, aus: Johannes Orth, *Pathologisch-anatomische Diagnostik nebst Anleitung zur Ausführung von Obduktionen sowie von pathologisch-histologischen Untersuchungen* [1876], 6. Aufl., Berlin 1900, S. 196.

man die Theile“ und macht sie für die weitere Untersuchung unter dem Mikroskop unbrauchbar. Schlachten statt Schreiben ist also die Voraussetzung dafür, auf dem Sektionstisch das *liber naturae* in Leichengestalt aufzublättern. Präparatorische Pragmatik und eine Totalitätsästhetik des Einzelteils werden bei Virchow von der Metapher des Buchrückens zusammengehalten. Das Schneiden dürfe „nicht bis zur völligen Auseinanderlösung der Organteile“ fortgesetzt werden, weil man dann das Organ als Ganzes nicht mehr beurteilen könne. Dies gelte „namentlich am Gehirn“: „Die einfachste Vorsicht gebietet es, ein solches securtes Organ einzurichten, wie ein Buch, das man hie und da aufschlagen, oder ganz und gar ‚durchblättern‘ und dann wieder zumachen kann. Lässt man doch auch ein Buch deshalb binden, um jedem Blatte seinen bestimmten Platz zu sichern, so dass man in jedem Augenblicke ohne viel Mühe es an seiner Stelle auffinden kann“. Da das Gehirn jedoch über keinen natürlichen „Einband des Buches“ verfügt, empfiehlt Virchow, „die Schnitte durch die Hemisphären stets von innen nach aussen zu richten“, „so dass trotz der grössten Multiplication derselben im Innern es am Schlusse der Section doch noch möglich ist, das Gehirn wieder ‚zuzumachen““. Dass die Buchmetapher keine Idiosynkrasie Virchows ist, zeigt ein Blick in Orths *Pathologisch-anatomische Diagnostik*. Auch dort wahrte eine

spezielle Schnitttechnik die Totalität des Organs und ermöglicht es, am Ende der inneren Besichtigung „erst die Kleinhirn-, dann die Grosshirnhemisphären wie die Blätter eines Buches“ zusammenzuklappen [3], „bis die normale äussere Gestalt wieder hergestellt ist“.

Nach diesem Durchgang liegt die Feststellung auf der Hand, dass Rönne in *Gehirne* – anders als Virchow und Orth – das Buch der Natur nicht lesen kann. Warum? Um diese Frage zu beantworten, vergleicht man am besten die entsprechenden Angaben in den Sektionsmanualen mit Benns Darstellung der Handbewegungen Rönnes. Die Geste, mit der er das Gehirn auseinander biegt, ist ein im buchstäblichen Sinne vollzogener Bruch mit den Manualvorgaben. Nachdem Rönne dem § 15 des *Regulativs* folgend „das Gehirn kunstgerecht“ aus dem Schädel „herausgenommen“ hat, prüft er zunächst seine „Consistenz“: „Man fasst,“ heißt es in Orths *Diagnostik*, „die zu prüfenden Theile nicht zwischen Daumen und die übrigen Finger, sondern lässt die Spitzen der zusammengelegten 3 mittleren Finger [...] sanft über die Oberfläche herübergleiten, höchstens hier und da einen leichten Druck ausübend“. Dementsprechend ist die einzige halbwegs sichere Erkenntnis, die Rönne durch die Untersuchung von zweitausend Gehirnen beider Geschlechter gewonnen hat, ein Wissen über ihre Konsistenz: „manche waren weich, manche waren

hart, alle sehr zerfließlich“. Aber auch dieses keine Frage beantwortende Wissen von den Gehirnen scheint er zu bezweifeln. Er unterzieht das Erkenntnisinstrument – seine Hände – einem Riechtest und „prüf[t] [...] ihre Luft“. Ausgelöst hat den methodischen Zweifel vielleicht die Auffassung Orths, der den „Tastsinn“ für „überschätzt und ungerechtfertigter Weise in den Vordergrund gestellt“ hält: „das Auge ist ein viel wichtigeres Hülfsmittel für die Diagnostik als die Fingerspitzen, erst soll man deshalb ansehen, dann befühlen“. Doch ausgerechnet das, was Michel Foucault ein halbes Jahrhundert später den ärztlichen Blick nennen wird, verweigert Rönne. Er sieht gerade noch, dass diese Massen „voll Blut“ sind und beschränkt sich ansonsten auf die beiden Sinne mit dem schlechtesten philosophischen Image: Tasten und Riechen. Die „leicht gebeugten Handflächen, nach oben offen“, die Rönne „an den kleinen Fingern zusammenlegte, um sie dann einander zu und ab zu bewegen, als brähe er eine große, weiche Frucht auf“, sind demnach eine zugespitzte Form der literarischen Entstellung sektionstechnischer Vorschriften. Während Virchow große Mühe darauf verwendet, beim Aufschneiden des Gehirns die Ganzheit des zerfließlichen Organs nicht zu zerstören, während Orth „die Spitzen der zusammengelegten 4 Finger unter die Stellen, wo geschnitten werden soll“, zu legen anrät, „[d]amit die Schnittflächen gut aus-



3 Schnittführung bei der Sektion des Gehirns, aus: Orth (wie Abb. 2, S. 120).

einanderfallen“ wie die Seiten eines Buches, versucht Rönne gar nicht erst, über das Schneiden zum Lesen zu kommen. Er lässt jegliche Vorsicht gegenüber dem Buch der Natur fahren und bricht seinen Einband entzwei.

Vierzig Jahre nach der Erstveröffentlichung der *Morgue* hat sich auch ihr Autor genötigt gesehen, dem Ratschlag eines zeitgenössischen Rezensenten zu folgen und sich für die Lektüre einen steifen Grog zurechtzustellen. „Ich gestehe, um die Korrekturen [...] lesen zu können, bedurfte es zahlreicher Apéritifs und Cocktails für Gemüt und Magen“, schreibt Benn in seiner Vorbemerkung zur Ausgabe der *Frühen Lyrik und Dramen* (1952). Statt mit Hilfe geistiger Getränke hat sich die Literaturwis-

senschaft vom Schock der *Morgue* meist dadurch zu erholen versucht, dass sie die Gedichte entweder auf lyrische – etwa barocke – Traditionen abgebildet oder sie einer bestimmten literaturhistorischen Epoche – etwa dem Expressionismus – zugewiesen hat. Der hier vorgelegte, an die Science and Literature-Forschungen anschließende Deutungsvorschlag geht hingegen davon aus, dass der durchschlagende, wenn auch zunächst auf die Avantgarde-Zirkel Berlins beschränkte Erfolg der frühen Lyrik Benns sich in erster Linie der darin herbeigeführten Kollision zwischen literarischer Erwartung einerseits und wissenschaftlicher Praktik andererseits verdankt, die eine wechselseitige Zweckentfremdung beider bewirkt.

Literatur

Giovanna Ferrari, Public Anatomy Lessons and the Carnival: The Anatomy Theatre of Bologna. Past & Present 117 (1987), S. 50–106.

Michel Foucault, Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks [frz. 1963]. 6. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002.

Anne Marie Freybourg, Ernst Kraas (Hrsg.), „... im Trunk der Augen“: Gottfried Benn – Arzt und Dichter in der Pathologie Westend. Göttingen: Wallstein, 2008.

Marcus Hahn, Gottfried Benn und das Wissen der Moderne, 1905–1932. 2 Bde, Göttingen: Wallstein, 2011.

Sabine Helmers, Tabu und Faszination: Über die Ambivalenz der Einstellung zu Toten. Berlin: Reimers, 1989.



© Universität Regensburg

Prof. Dr. phil. Marcus Hahn, geb. 1968 in Köln. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Köln (1991–1997), Stipendiat im Graduiertenkolleg Theorie der Literatur und Kommunikation (1997–2000) und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich Literatur und Anthropologie (2001) an der Universität Konstanz. Im Anschluss an der Universität Siegen tätig (2002–2011), Mitarbeit im Sonderforschungsbereich Medienumbrüche (2007–2010), Research Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien (2009), Vertretungsprofessor für Medienwissenschaft an der Universität Konstanz (2010–2011) und Research Fellow am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität Gent (2011–2015). Seit Oktober 2015 Professor für deutsche Philologie (Neuere deutsche Literaturwissenschaft) an der Universität Regensburg sowie Gastprofessor an der Universität Gent.

Forschungsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur 18.–20. Jahrhundert, Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Literatur- und Medientheorie, Anthropologie.